

Ilija Trojanow Zu den heiligen Quellen des Islam

Als Pilger nach Mekka und Medina

Zu diesem Buch

SERIE **PIPER**

»Von Kindesbeinen an, wenn er zum ersten Mal vernimmt, daß die Hadsch – die Pilgerfahrt nach Mekka – zu den Pflichten eines jeden Moslems gehört, sehnt sich der Gläubige danach.« Unter Hunderttausenden moslemischer Pilger nahm der Schriftsteller Ilija Trojanow an der Hadsch, der größten Glaubensbezeugung des Islam, teil. An einem Morgen im Januar legt er in Bombay unter Anleitung seiner Freunde den Ithram, das traditionelle Pilgergewand, an und steigt in die Maschine nach Dschidda. Wenige Stunden später ist er in Mekka, nach drei Wochen zurück in Indien. Dazwischen liegen eine unendliche Fülle von Eindrücken und das allmähliche Begreifen des Wesens einer Religion zwischen Verheißung und Realität; das Erleben einer über tausend Jahre alten Tradition und einer persönlichen Pilgerschaft als Kulmination aller Sehnsüchte, als einzigartige Auszeit, so reich an Mühsal und Zermürbung wie an Belohnung und Beglückung.

Ilija Trojanow, geboren 1965 in Bulgarien, erhielt nach seiner Flucht über Jugoslawien und Italien politisches Asyl in Deutschland. Er lebte zehn Jahre in Kenia, fünf Jahre in Bombay und zog 2003 nach Kapstadt. Der Schriftsteller sieht sich als Reisender zwischen den Welten, als Suchender zwischen den Kulturen und Religionen.

Ein **MALIK** Buch
Piper München Zürich

*All den Brüdern und Schwestern,
die mir vor, während und nach der Hadsch
hilfreich zur Seite standen.*

Vorab



Dieser Bericht steht in einer alten Tradition. Seit mehr als tausend Jahren existiert der literarische Typus einer Reiseerzählung über die Hadsch, auf arabisch Rihla, auf persisch Safarnameh genannt – Zeugnisse einer Pilgerschaft als Kulmination aller Sehnsüchte, als einzigartige Aus-Zeit, so reich an Mühsal und Zermürbung wie an Belohnung und Beglückung. Ob Naser-e Khusrau, Ibn Jubayr, Ibn Battuta, Mohammed Farahani, Hossein Kazemzadeh oder Muhammad Asad – um einige der berühmtesten zu nennen –, die Autoren versuchten zu informieren und zu erleuchten, ohne ihre Erfahrungen zu beschönigen oder ihre Leiden zu verschweigen. Auch sparten sie nicht mit Kritik an den vorgefundenen Zuständen und dem gelebten Islam. Auf der Hadsch klafft seit jeher eine Kluft zwischen Verheißung und Verwirklichung, die den Berichten eine besondere Spannung verleiht. Es ist dem Autor ein Anliegen sowie eine Ehre, in dieser Tradition zu stehen.

Gemeinsam ist allen muslimischen Autoren, daß sie

die eigenen Gefühle nicht in den Vordergrund stellen, daß sie nur selten aus dem Brunnen der eigenen Befindlichkeit schöpfen. Der Reiseerzähler, der die Welt um seine Physis und Psyche kreisen läßt, ist ein neueres, ein westliches Phänomen, das wesentlich dazu beigetragen hat, die Reiseerzählung als literarische Form zu diskreditieren. Unter dem gut halben Dutzend nicht-muslimischer Hadsch-Autoren – so verschieden in ihrem Charakter wie in ihren Alibis oder Maskeraden (Sklarven, Konvertiten auf Zeit, Forscher und Abenteurer) – ragen die Berichte des Schweizer Johann Ludwig Burckhardt sowie des Briten Sir Richard Francis Burton heraus. Sie bemühen sich um Genauigkeit und sind von ideologischer Verleumdung und rassistischer Gehäßigkeit weitgehend frei. Bezeichnend ist, daß beide Autoren wenn nicht als »gute« Muslims, so doch zumindest als Sympathisanten des ideellen Islam gelten.

Allah bedeutet auf arabisch Gott und wird in diesem Sinn von arabischen Muslims und Christen gleichermaßen benutzt – so wie auch die Franzosen einen Gott haben, den sie Dieu nennen. Die Verwendung von Allah in einem deutschen Text steigert nur die Befremdung und legt einen islamischen Gottesbegriff nahe, der sich von dem geläufigen christlichen wesentlich unterscheidet. Dieses Mißverständnis gipfelt in der unsinnigen, aber gängigen Übersetzung der ersten Kalima, des Glaubensbekenntnisses, als: Es gibt keinen Gott außer Allah. Da es keinen anderen Gott gibt außer Gott, da er namenlos ist, weil nicht faßbar, werde ich den Begriff Allah nur in den Zitaten verwenden.

Aufbruch



Vor der ersten Kontrolle wartete eine lange Schlange von Menschen, die alle gleich gekleidet waren. Die Schlange wand sich durch das Terminal, bis zum Ausgang und darüber hinaus. Wenige Schritte entfernt trennte eine gläserne Wand die Wartenden von ihren Verwandten, die, in den Farben des Alltags gewandet, aufgeregt, ausgelassen, dichtgedrängt Ausschau hielten nach einem letzten Winken, einer letzten Geste der Zuversicht. Draußen war es – obwohl mitten in der Nacht – warm und feucht, drinnen blies der kühle Atem der Klimaanlage, und den Wartenden war kalt, denn die Männer trugen nur zwei weiße Tücher, das eine um die Hüfte geschlungen, das andere um die Schultern gelegt. Die Frauen waren in ihren langen weißen Kleidern, die ihren ganzen Körper bedeckten, etwas besser geschützt. Draußen, inmitten eines Basars aus Erwartung und Erregung – das Gepäck umringt von Großfamilien, der Weg versperrt von Reissäcken und Körpern –, herrschte laute Festlichkeit, durchsetzt von einem schleichenden

Gefühl der Ungewißheit. Drinnen war die feierliche Atmosphäre ausgedünnt: Wir standen in einer einzigen ordentlichen Reihe und schoben unsere Wagen ruckweise voran, ruhig, als wüßten wir, was uns erwartet.

Stunden zuvor hatten sie mich zu Hause abgeholt. Sie waren bewegt, überdreht, aufgeregter noch als Verwandte oder Freunde bei einem solchen Anlaß sind, denn sie selbst hatten mich in den Monaten zuvor auf diese Reise vorbereitet, sie hatten meine Fragen beantwortet und meine Vorfreude mit mir geteilt – sie waren Zeugen meiner Entwicklung zum Pilger gewesen. Sie hatten den Ihram, jene zwei weißen Tücher aus Frottee, für mich gekauft; nun halfen sie mir, ihn anzulegen. Sie umringten mich für das obligate Foto und verschluckten das Lächeln aus ihren Gesichtern wie ein aufsassiges Kind.

Nach einem kurzen einsamen Gebet stand ich mitten im Zimmer und fühlte mich ausgeliefert; die Freunde begutachteten mich, äußerten ihre Zufriedenheit, und doch spürte ich zwischen uns eine gewisse Distanz. Mit dem Anlegen des Ihram war ich in den Zustand des Pilgers getreten und als solcher ihnen nicht mehr gleich. Nicht nur, weil ich in beneidenswerter Weise gesegnet war, für mich galten von nun an in vielem die umgekehrten Regeln als für sie, die »normalen« Gläubigen. Im Ihram war es mir verboten, Haare und Nägel zu schneiden, genähte Kleidung oder Kopfbedeckung, feste Schuhe oder Socken zu tragen, Parfüm zu benutzen.

zen, das Gesicht zu verdecken, Geschlechtsverkehr zu haben, Tiere zu töten (von einigen gefährlichen und giftigen Ausnahmen abgesehen), zu kämpfen und zu streiten. Mit dem Ende der Pilgerschaft würde ich zu den Freunden und den gewohnten Normen zurückkehren, ausgezeichnet allerdings als Hadschi, als jemand, dem Respekt gebührt, weil er die Pilgerreise nach Mekka abgeleistet hat.

Kannst du das *Labbayk** aufsagen? fragte mich einer der Freunde, und ich stimmte die erste Zeile an, etwas zaghaft anfangs, aber zunehmend sicherer, sobald die anderen in meine Rezitation einfielen und wir gemeinsam, im sechzehnten Stock eines Hochhauses in Bombay, den Pilgerruf sprachen:

*Labbayk, Allabumma, labbayk;
labbayk, laa sharika laka, labbayk;
inna-l-hamda wa nimata laka walmulk;
laa sharika laka!*

Auf der Fahrt zum Flughafen sammelte ich die Gebetswünsche meiner Brüder ein. Gebete, die für einen Mitmenschen gesprochen werden, sind wirkungsvoller als Gebete, die man ichbezogen formuliert. Am mächtigsten aber sind die Gebete, die für einen anderen Muslim vor der Kaaba in Mekka und am Grab des Propheten (Sallallahu alaihi wa-sallam – saw) in Medina vorgetragen werden. Ich versprach, für die Mutter und

* Begriffserklärung am Ende des Buches im Glossar.

die hochschwangere Frau, für die frisch Verheirateten und den jüngst Verstorbenen zu beten.

Am Terminal 2, zu dieser Jahreszeit »Hadsch-Terminal« genannt, verabschiedeten wir uns voneinander. Burhan, der mir bei der Vorbereitung sehr geholfen hatte, nahm mich konspirativ zur Seite.

Du wirst Sachen erleben, sagte er, die dir seltsam vorkommen werden. Die Hadschis benehmen sich manchmal wie Verrückte. Vielleicht wirst du den Sinn mancher Rituale anzweifeln: das Hinundherlaufen zwischen den Hügeln oder das Bewerfen der Säulen mit Steinen. Und du wirst dich über das Verhalten mancher Hadschis wundern. Aber du mußt verstehen, daß alles aus Liebe geschieht. Der Liebende tut manchmal unnünftige Dinge, um seine Gefühle zu äußern, um dem Geliebten zu gefallen. Er ist heftig und hemmungslos. Worauf mich Burhan heftig umarmte, und ich mich der Warteschlange anschloß.

Zuerst fiel mir die grüne Farbe auf, dann die Aufschrift: Cosmic Travel. Vor mir der Herr mit kleinem Sohn – sein Wohlstand äußerte sich in einem Ihram aus feinem Stoff und einer eleganten Brille – schob einen Wagen mit grünem Gepäck. Eine Familie saß etwas abseits auf dem Boden, umringt von Cosmic-Travel-Taschen. Um mich herum waren viele, die so wie ich eine größere und eine kleinere grüne Tasche mit der Aufschrift des Reisebüros trugen. Wir gehörten alle zu einer Gruppe, wir waren alle abhängig von unseren Reiseleitern, die das Privileg hatten, jedes Jahr auf Hadsch zu fahren. Am vertrautesten von ihnen war mir

Hamidbhai, ein Kettenraucher mit Tränensäcken und einer vorstehenden Unterlippe, der beim Reden den Eindruck erweckte, sogleich in den Schlaf der Gerechten zu fallen, selbst wenn es um ihn herum tobte. Er konnte schmunzeln; tief in seinen Augen schlummerte eine grundsätzliche Belustigung über die Menschen und die Welt, die gelegentlich – eher selten – in wachen Witz zu Tage trat. Es war nicht einfach, ihn auf Anhieb sympathisch zu finden, und es war unmöglich, ihn nach einiger gemeinsam verbrachter Zeit nicht zu mögen.

Hamidbhai stand am Check-in-Schalter und dirigierte die Gepäckaufnahme. So leichtbekleidet die Pilger waren, so schwerbeladen machten sie sich auf den Weg. Handel zu treiben während der Hadsch ist seit jeher erlaubt; in vorislamischer Zeit strömten die Beduinen nach Mekka, nicht nur um die Götterschreine, sondern auch um den großen Markt zu besuchen, und der Prophet (saw) – die menschlichen Bedürfnisse mehr bedenkend als viele andere Religionsstifter – erlaubte diese Tätigkeit, die geeignet war, die Reise zu motivieren und zu finanzieren. Die Basmati-Säcke stapelten sich vor dem Air-India-Schalter; die Gepäckwagen waren so überladen, daß sie sich kaum bewegen ließen. Und es waren so viele, daß die nicht handeltreibenden Pilger über Kisten und Säcke steigen mußten, um zum Schalter zu gelangen. Auch in einer Epoche, in der man in wenigen Stunden ganze Zeitzone überspringen kann, war der Weg nach Mekka mit einigen Hindernissen gepflastert.

Hamidbhai überreichte mir eine der besseren Bordkarten. Obwohl bei Hadsch-Flügen formell nicht zwischen Business und Economy unterschieden wird, sind die Sitze auf dem oberen Deck der Boeing 747 stets bequemer; ich freute mich über das Versprechen einer geruhsamen ersten Nacht auf einer Reise, die Schlaflosigkeit garantierte. Ein Mitarbeiter des Reisebüros, der sich von Herzen mit mir gefreut hatte, als ich das Visum erhielt, bat mich inständig um ein Gebet darum, daß es ihm vergönnt sein möge, im nächsten Jahr auf Hadsch zu gehen. Ich nahm die Aufgabe an – es würde reichlich Gelegenheit geben, alle Versprechen einzuhalten. Die anderen Passagiere im Terminal 2 – Geschäftsleute mit Destination Singapur, Yoga-Touristen, die nach Paris heimkehrten – starteten uns an, verblüfft über die Männer in archaischer Bekleidung, die auf ihren Handys letzte Telefonate erledigten, während sie sich in die gewundene Schlange vor der Paßkontrolle einreihen.



Jede Reise beginnt vor ihrem Antritt, auf die Hadsch aber, die Pilgerfahrt nach Mekka, bereitet sich der Gläubige ein Leben lang vor. Von Kindesbeinen an, wenn er zum ersten Mal vernimmt, daß die Hadsch zu den Pflichten eines jeden Muslim gehört, sehnt er sich danach. Verspürt er die Verpflichtung nicht aus freien Stücken, von innen heraus, so helfen seine Nächsten

nach, indem sie ihn wie jeden Muslim, der es sich leisten kann, so lange zur Hadsch drängen, bis er sich in die Notwendigkeit ergibt. Täglich wird ihm mit der Richtung jedes seiner Gebete Mekka vergegenwärtigt. Einmal im Jahr erlebt er die Aufregung und Anspannung beim Aufbruch der Verwandten mit, die er am Flughafen feierlich verabschiedet (früher am Bahnhof, am Hauptmarkt). In den Wochen vor den festgelegten Tagen der Pilgerschaft spricht der Imam in der Khutbah, seiner Predigt am Freitag, von der Bedeutung der Hadsch und von den Pflichten des Pilgers.

Das göttliche Gesetz verlangt, erklärt er, daß man seine familiären und geschäftlichen Verhältnisse in Ordnung bringt, bevor man aufbricht.

Der Pilger sollte ausreichend Geld für seine Familie hinterlassen, und keine Schulden; selbst wenn sein Nachbar Not leidet, sagt ein Hadith, muß er die Reise aufschieben. Denn die Hadsch ist nicht nur eine individuelle Pilgerschaft, sondern auch eine Versammlung Gleicher, eine Beschwörung der Umma, der muslimischen Gemeinschaft. Am wichtigsten aber ist, daß der Gläubige sich vorab von seinen Lasten und Schwächen befreit (*Und verseht euch mit Zehrung; aber wahrlich, die beste Zehrung ist Rechtschaffenheit.* 2:197). Die Hadsch wird ihn zwar von allen Sünden reinigen, aber sie wird nicht einen besseren Menschen aus ihm machen. Wer als Lügner oder Heuchler aufbricht, wird als Lügner oder Heuchler heimkehren. Die Hadsch ist kein Selbstzweck, sie wirkt nicht an sich. Eine falsch durchgeführte Hadsch ist weniger

wert als keine Hadsch. Deswegen und weil die Hadsch nicht nur ein Höhepunkt im Leben ist, sondern auch einen beachtlichen finanziellen Aufwand bedeutet, muß der Gläubige lange, manchmal jahrzehntelang, darauf sparen und in dem Jahr vor seinem Aufbruch eine Reihe spezieller Gebete und Rituale erlernen.

Ankunft



*Die heilige Stadt siehst du erst,
wenn du angekommen bist.*

Im ersten der vielen Warterräume des Flughafens von Dschidda wurden wir in den Sprachen der Umma begrüßt: HOŞ Geldiniz, Mabuhay, Selamat Datang, Hu Soo Dhawada, Bemvindo, Bienvenue, Karibuni, Sanon Dezuwa. Vor uns verließen die letzten Mitglieder einer türkischen Gruppe den Raum, auf uns folgten zentralasiatische Pilger, die sich auf russisch sowie einer mir unbekannten Sprache unterhielten. Im ersten Raum füllten wir ein Einreiseformular aus, das von einigen Beamten, die durch die Reihen gingen, kontrolliert wurde, bevor wir in den nächsten Raum hineingelassen wurden, auf Bänken Platz nahmen (links die Frauen, rechts die Männer) und nach einer Stunde unsere Einreisepapiere einem Uniformierten am Schalter vorzeigten. Computerlesbare Streifen wurden in unsere Pässe geklebt; danach durften wir in die dritte Halle vortreten, wo uns eine erheblich zügigere Zollüberprüfung in die Gepäckabholung entließ. Das Gepäck unserer Gruppe wurde von dunkelhäutigen Arbeitern auf Kar-

ren gehievt, gestapelt und hinausgeschoben. In einem letzten Schritt mußten wir vor dem Terminal an einem zu allen Seiten offenen, quadratischen Schalter die finanziellen Formalitäten erledigen. Wir gaben Schecks in Höhe von etwa dreihundert Euro ab, für die wir einen doppelseitigen Einkleber in den Paß erhielten, bestehend aus mehreren Gutscheinen, mit denen in der Folge unsere Busfahrten nach Mekka, von dort nach Medina und von Medina zurück nach Dschidda bezahlt wurden.

Endlich standen wir im Freien. Es roch nach Leder, Diesel und einem Reinigungsmittel; eine letzte Brise der Nacht blies über uns hinweg. Zwischen uns und dem Himmel ahnte ein hellbeiges Dach überdimensionierte Zelte nach, unzählige Kuppeln, elegant über eine Fläche von mehreren Quadratkilometern gespannt als Teil des angeblich größten Flughafengebäudes der Welt. Die Pilger waren in Gruppen zusammengeschürt; manche trugen schon den Ihram, andere noch ihre Landestracht. Oft folgten sie einem Fahnenträger, wie Athleten beim Einmarsch in die olympische Arena, manche Gruppen in Formation, andere in Konfusion. Sie trugen ihre Herkunft auf dem Revers oder auf dem Rücken, meldeamtliche Angaben über Provinz, Stadt und Reisegruppe, gebündelt unter einer weiteren, einer Miniaturfahne, ihr vermeintlicher Schutz gegen die Gefahr verlorenzugehen. Die Zelthalle war in nationale Areale aufgeteilt, die keiner offensichtlichen Ordnung folgten und nicht immer genau eingehalten wurden – als Inder saßen wir im pakistanischen Sektor.

Dort harreten wir sieben Stunden aus, Stunden, in denen wir nicht wußten, worauf wir warteten, in denen wir Tee mit Kondensmilch aus Plastikbechern schlürften – die ersten von unzähligen solcher Tassen. Zwischen den Zeltdächern war jeweils ein Spalt offen gelassen worden, durch den die Sonnenstrahlen fielen – grelles Licht, das durch ein Netz von Kanälen über den Boden floß.

Früher, erzählte Hamidbhai, der sich in einer kurzen Pause von seinen Verhandlungen mit den Offiziellen zu uns hockte, hat die Abwicklung am Flughafen schon einmal zwanzig Stunden gedauert. Und noch früher wurden die Pilger am Hafen von Dschidda gelegentlich tagelang festgehalten.

Die Verzögerung, einst der Gier einheimischer Profiteure und osmanischer Verwalter geschuldet, verdankt sich heute dem komplizierten bürokratischen System, das die saudi-arabische Regierung entwickelt hat, um die Pilger unter Kontrolle zu halten. Am Flughafen werden alle Pässe eingesammelt, und bis zur Rückkehr zu diesem Flughafen Wochen später bekommt der Pilger seinen Paß nicht in die Hand. Aber er begleitet ihn, inkognito sozusagen; er liegt mit den anderen Pässen in einem Sack neben den Fahrern und Führern, und gelegentlich verschwindet er in den tiefen Regalen amtlicher Büros in Mekka und Medina, wo ihn zu finden – wie ich erfahren sollte – ebenfalls viele Stunden dauern kann.

Die Straße von Dschidda nach Mekka dürfte die am dichtesten befahrene der Arabischen Halbinsel sein. Anfangs lag Müll am Rande der Autobahn, aufgefangan von den Gräben zu beiden Seiten, aber mit zunehmendem Abstand zur Stadt wurde die Wüste sauberer. Nach einigen Kilometern schlängelte sich die Straße über eine Kette niedriger Hügel zur Bahra-Ebene. Heller Sand kroch grimmige, abweisende Hügel hinauf. Wir fuhren der Hauptkette der Westarabischen Berge entgegen. Ein Bogen über der Autobahn in Form eines auf einem Ständer offenliegenden Korans, vierzig Tonnen schwer, bezeichnete die Grenze des Miqats, des Gebiets um Mekka herum, das man als Pilger nur im Ihram betreten darf. Später, nach erfolgten Ritualen, darf man den Ihram wieder ablegen. Doch wir im Bus trugen alle Weiß und zitterten wegen der Klimaanlage. Die Straße war schon hundert Jahre zuvor so gut ausgebaut, daß kräftige Esel die Wegstrecke in sechs bis sieben Stunden zurücklegen konnten. Bei uns dauerte es, aufgrund von Wartezeiten an Kontrollpunkten und wegen des Stoßverkehrs auf den letzten Kilometern, unwesentlich kürzer.

Wir bemerkten nicht, wann wir das Seitental erreichten, in dem die heilige Stadt zweihundert Meter über dem Meeresspiegel liegt. Plötzlich hielten wir an einer Kreuzung, um uns herum Hügel – wo auch immer man in Mekka steht, Hügel versperren einem die Sicht. Auf allen Seiten erhoben sich Häuser, kletterten die Hügel hinauf, bis ihnen die Kraft ausging und die graue Stadt grauem Felsgestein wich.

Der eigentliche Name der Stadt ist Makkah, aber wie alle Orte von herausragender geistiger Bedeutung trägt sie eine Reihe ausdrucksvoller Ehrenbezeichnungen, unter denen »Mutter der Städte«, »Die Edle« und »Der Ort der Gläubigen« zu den einfacheren gehören. Wird sie in Rede oder Schrift erwähnt, gebührt es sich, aus Respekt *Dhadaha allahu azmatan wa kerama* hinzuzufügen – Gott der Allmächtige möge Sie erhöhen.

Der Bus hielt vor dem Büro eines Muallim (auch Mu-tawwif genannt), einem der örtlichen Führer, dem sich jede Gruppe anvertrauen muß. Während wir im Bus ausharrten, stieg ein junger Mann zu, der uns wortlos Getränke und kleine Snacks reichte, eine organisierte Fürsorge, die sich in den Tagen der Pilgerschaft bei jedem Aufbruch, jedem Zwischenhalt und jeder Ankunft wiederholen sollte. Das war die erste Konstante, die zweite – den schreienden Saudi-Araber – erlebten wir kurz darauf, als der Busfahrer eine falsche Abzweigung nahm, vielleicht weil ihn unser Reiseleiter nicht richtig informiert hatte. Wir blieben in einer Unterführung stecken, in der Pilger ausgeladen und aufgesammelt wurden. Der Zorn des Busfahrers entlud sich in einer hysterischen Explosion, einer hochoktavigen Schimpftirade. Er wurde nicht leiser, während er den Bus aus der Unterführung manövrierte, er beruhigte sich nicht, als er wendete; er klaffte wie ein Köter bis wir unser endgültiges Ziel erreichten. Wir Pilger stiegen erleichtert aus und waren mit einem Blick versöhnt: Vor uns, keine zweihundert Meter entfernt, erhob sich die Große Moschee. Unsere Pension befand sich unmittel-

bar gegenüber der Haram al-Sharif, in dessen Mitte die Kaaba steht.

Besser, sagte ein Pilger hinter mir, kann man es nicht treffen.

Wir schulterten unsere grünen Taschen und versammelten uns an der Rezeption, wo wir aufgeteilt wurden – die Männer ohne weibliche Begleitung zu acht in kleine Zimmer, vier Betten an den Wänden, dazwischen vier Matratzen nebeneinander, wie ein Lager bei den Pfadfindern. Ich legte mich auf die Matratze in der Nähe von Bad und Tür und atmete durch.

Das erste Gebet



Als ich mich auf den Gebetsaufruf hin, mit einiger Verspätung allerdings, nach draußen begab, realisierte ich, daß eine sehr breite, ansteigende Straße die erste Häuserfront, zu der unser Gästehaus gehörte, von der Großen Moschee trennte. Soweit das Auge reichte – die Straße hinab und über den gewaltigen Vorplatz – war jeder Quadratmeter freier Fläche von Pilgern besetzt, die ihre Teppiche und Matten ausgebreitet hatten und sich auf das Nachmittagsgebet vorbereiteten. Es gab kaum noch Platz für Nachzügler. So erfolgte mein säumiges Gebet zwischen einer Abflurinne und einer sudanesischen Straßenverkäuferin, die sich als einzige keinen Deut um das gemeinschaftliche Ritual scherte. Es war das erste von vielen Gebeten an scheinbar unpassenden Orten: im Schatten von Polizeijeeps, hinter Schaufenstern, an Autobahnausfahrten, in Einkaufszentren, vor Frisiersalons und neben Drainagen. Auf der Hadsch lernt man überall zu beten, und durch das Eindringen des Gebets in die Ni-

schen des Alltags, in die Niederungen der Banalität, verändert sich die eigene Auffassung vom Gebet, denn es tritt aus der Moschee heraus, um entgegenwärtig zu werden.

Da ich zu spät in das Gebet hineingefunden hatte, benötigte ich etwas länger als die anderen Betenden. Ich sprach gerade das abschließende Tashahud, als sich die stille Einheit um mich herum in ein brodelndes Getümmel verwandelte. Keiner respektierte mein Gebet, wie ich es aus der Moschee in Bombay gewohnt war. Niemand achtete darauf, nicht auf meinen ansonsten als Intimbereich geltenden Gebetsteppich zu treten, mich nicht zu stören. Knie stießen mich, Füße traten auf meine Matte, Stoffe streiften meinen Kopf, mein Gesicht. Als ich mich aufrichtete, befand ich mich inmitten eines afrikanischen Straßenmarkts, samt resoluten Verkäuferinnen mit lassoartigen Stimmen, die angebotenen Stoffe, Gebetsketten, Käppis und Sandalen in Häufchen auf Tüchern ausgelegt, umringt von Pilgerscharen aus aller Welt.

Inder und Pakistani in Kurta Pajamas, der Fez aus Anatolien, Afghanen im Pathani samt schwerer Weste, das bestickte schwarze Käppi aus Taschkent, Araber aus der Golfregion in langen weißen Dschellabiya, das rot-weiße Kopftuch der Beduinen, Suaheli in Kanzus, die weichen und die starren Topis, Zentralasiatinnen in Matronenkleidern, der Hidschab als einzige Konzeption an Ort und Anlaß, iranische Geistliche in wallenden Überhängen, die weißen und die farbigen Topis, unbekannte Wesen in der Burkha, die einfachen

und die verzierten Kopfbedeckungen, Marokkaner in reich gesäumten Dschallabas, der aufwendige Turban der Ayatollahs, Westafrikaner in singenden Farben und breiten Boubous, die Käppis, die wie kleine Hauben aufgelegt waren, und jene, die wie Kochmützen hochragten, Türken in schweren grüngrauen Uniformen und Fellachen in Qaftan und Gubba. Und die Tücher, eintönig oder mit Farbe im Spiel, Tücher, die um den Kopf gewickelt, und Tücher, die über den Kopf gezogen waren. Die Vielfalt war unvergleichlich; sie widerlegte die Behauptung, der Islam habe in den Ländern, in denen er sich ausgebreitet hat, alle kulturellen Differenzen ausgeblendet. Obwohl vereint in einem für alle gleichen Gebetsritual (kleinere Unterschiede in Handhaltung oder Bewegungsabfolge zwischen den vier traditionellen Rechtsschulen spielen keine wesentliche Rolle), trugen alle, die nicht im Ihram gekleidet waren, weil sie die erste rituelle Etappe schon absolviert hatten, ihre traditionelle Tracht – nie zuvor hatte ich unter so vielen Menschen so wenige Hemden und Hosen gesehen.

Es war auffällig, daß sich im islamischen Kulturkreis die althergebrachte, lokale Kleidung erhalten hat, nicht als Folklore, sondern im täglichen Gebrauch. In den christianisierten Gesellschaften hingegen hat sich die europäische Einheitsmode durchgesetzt, wie der Vergleich etwa zwischen den Philippinen und Indonesien zeigt. Die westlich gekleideten Filipinos hätten ausgesprochen langweilig ausgesehen neben den eleganten Indonesiern in ihren aufgeschlossenen, bunten, mal ab-

strakt, mal mit Blumen und Vögeln gemusterten Batik-Hemden, die über einen Sarong fielen, ihre Jacken mit einer Schmuckfarbe versehen, die auch das Kopf- und Halstuch der Frauen zierte.

Rituale



*Kein Pilger kann jemals den ersten Anblick
der Kaaba vergessen.*

Zu Fuß waren es von unserem Hotel aus keine zwei Minuten zu einem der neunundneunzig Eingänge des Harams, der allerheiligsten Zuflucht. Wären da nicht die Strömungen der Menschenmassen gewesen. So dauerte es eine Viertelstunde, bevor wir – von der Menge abgetastet und schließlich durchgelassen – ins Innere der Großen Moschee gelangten. Hamidbhai, den ich nach dem Nachmittagsgebet auf dem Bürgersteig traf, hatte mir angeboten, mich durch die erste rituelle Aufgabe zu geleiten. Zwei weitere indische Pilger gesellten sich zu uns; zusammen bahnten wir uns einen Weg durch die dichte Menge. Die Hand auf der Schulter des Vordermannes war unsere einzige Navigationshilfe. Frauen knoteten oft ihre Schleier aneinander, um sich nicht zu verlieren, oder verschränkten mit unnachgiebiger Kraft ihre Hände, so daß es unmöglich war, durch eine geschlossene Gruppe zu gelangen. Wir klammerten uns aneinander und wiederholten den Pilgerruf, den Hamidbhai intonierte: *Labbayk Allahumma, labbayk, laa*

sharika laka labbayk ..., bis wir die stakkatoartig vorgetragene Lobpreisung im Chor sprachen.

Vor dem Eingang zog mich Hamidbhai zu sich und sagte eindringlich: Der Wunsch, den du äußerst, wenn du das erste Mal die Kaaba erblickst, wird sich erfüllen. Du mußt jetzt die Augen nach unten richten. Blicke erst auf, wenn ich es dir sage.

Ich ließ meine Sandalen am Eingang zurück, dort, wo sich tausende andere Paare häuften, und trat barfuß durch das Abdul-Aziz-Tor, allein den marmornen Boden im Blick. Von der Menge geknetet, in Eigenlautstärke den Pilgerruf rezitierend, aufgeregt wie vor einer großen Prüfung, schritt ich langsam voran, mich enger und enger in das Gebet hüllend, um mich herum Stimmen, einzeln, im Chor.

Vor der Moschee hatten wir ein wenig drängeln, ein wenig schubsen müssen, um nicht weggeschwemmt zu werden, drinnen mußten wir kämpfen. Offensichtlich achtete kaum ein Pilger auf die Beschwörungen der Führer, rücksichtsvoll zu sein, niemanden zu stoßen, sich nicht grob, rüde, egoistisch zu verhalten, in einem Wort: nicht zu sündigen. Die Menschendichte zwang einen, sich gegen seinen Nächsten zu behaupten, die Mißachtung breitete sich aus wie ein Infekt. Ein Teil von mir spürte eine aggressive Panik aufkommen, der andere Teil schwebte.

Bete darum, sagte Hamidbhai, während wir Treppen hinabstiegen, bete darum, daß du immer nur um das Richtige beten wirst. Bete um die Angemessenheit deines Gebets.

Und dann, einige *Labbayk*-Zyklen weiter, sagte er: Nun schau auf.

Der Anblick war ergreifend. Unmittelbar. Ohne Betrachtung oder Reflexion. Die einfache Form der Kaaba, das schwarze Brokat – die Kiswah, schön wie ein Brautschleier –, der pilgergesättigte Innenhof, der Strudel um den unbeugsamen Kubus herum. Die Atmosphäre von Erregung und Beglückung, aufgeladen mit den Lebenträumen, die sich in diesen Augenblicken verwirklichten. Und ohne nachzudenken, ohne mich vorbereitet zu haben, kam in mir ein bestimmter, klarer Wunsch auf, und meine Augen füllten sich mit Tränen. Wir stiegen vorsichtig über die vielen Menschen, die sich am Rande des Innenhofs niedergelassen hatten und den Zugang zur Kaaba blockierten, und überließen uns dem Strudel, um das Tawaf zu absolvieren, das siebenmalige Umkreisen der Kaaba.

Fast lösten wir uns auf in dem Gedränge, die Kaaba aber, die wir während des Tawaf eigentlich nicht anblicken sollten, blieb ein ruhender, ein verlässlicher Mittelpunkt. Ihre Ecken zeigen in die vier Himmelsrichtungen. Früher waren sie nach den großen Karawanen benannt, nach Jemen, Syrien, Irak und Ägypten. Die kleine goldene Tür in dem grauen Kubus war verschlossen (einmal im Jahr wird sie für die zeremonielle Reinigung mit Rosenwasser in Gegenwart des saudischen Königs geöffnet), und nichts verzierte den Bau außer das schwarze Kiswah-Tuch, das an den Enden hochgeschlagen war, um die Hadsch-Zeit anzudeuten, vielleicht aber auch, um es vor den vielen gierigen Pilgerhänden zu schützen.

Wir waren am äußeren Rand des Gedränges. Es war undenkbar, die ersten drei Umrundungen wie vorgeschrieben im Laufschrift zu bewältigen, die »Brust herausgestreckt wie ein tapferer Soldat«, die rechte Schulter freigelegt. Die Umrundung beginnt dort, wo der Schwarze Stein eingefasst ist, dieses mysteriöse Relikt aus Urzeiten – ein Meteorit vielleicht, laut Legende einst weiß wie Kalk, aber von den vielen sündigen Lippen und Händen, die ihn im Laufe der Zeit berührt haben, dunkel geworden. Ein fußbreiter Streifen, der auf dem Marmorboden von dem Schwarzen Stein nach Osten führt, markiert Anfang und Ende des Tawaf, und jedesmal wenn wir eine Runde vollendeten, hielten wir an und hoben die offenen Handflächen in die Höhe, um die Segnung, die von dem Stein ausgeht, zu empfangen, riefen *Bismillah Allahu Akbar* aus und küßten unsere eigenen Hände.

Die Aufregung der Menge brach durch meine Gebete. Wir taumelten, jemand klammerte sich an meine Schulter, jemand riß mir das obere Tuch fast weg, wir holten kollektiv Luft. Einige Handflächen vor uns fuchtelten Männer mit den Armen, verzweifelt bemüht, die Menge umzuleiten. Auf dem Boden lag eine ohnmächtige Frau, umringt von Pilgern, die hektisch versuchten, einige Sanitäter auf sich aufmerksam zu machen.

Wir hatten erst mühsam zwei Runden vollbracht, als zum Nachtgebet gerufen wurde. Ein Wunder geschah: Das wilde, tosende, schnellende Kreisen erstarb, ein jeder nahm seine Position ein und fand die rechte Hal-

tung zu seinen Brüdern und Schwestern, die ihn umgaben; eine Stille kristallisierte sich heraus, aus der sich eine gedrechselte Stimme hinaufschwang und das Gebet eröffnete.

Könnte man die ganze Welt zur Gebetszeit mit einem Blick erfassen, so würde man die konzentrischen Kreise der Betenden erkennen, die sich zur Kaaba hin ausrichten. Beim Gebet bildet die Umma, die Gemeinschaft aller Muslims, ein islamisches Ornament, und wir standen und knieten nur ein Dutzend Schritte von dem Mittelpunkt dieses lebendigen Musters entfernt.

Nach dem Gebet erhoben wir uns sofort; ein Verbleiben im persönlichen Gebet, wie üblich, wäre angesichts der aufbrausenden Fluten gefährlich gewesen. Bald waren spürbar weniger Pilger unterwegs, das Tawaf verlief ohne weitere Unterbrechung. Wir wichen Säufen aus, auf denen die Gebrechlichen im Laufschrift um die Kaaba herumgeschleppt wurden. Ich stieß gegen einen Pilger, der die Gebete vom Blatt ablas – manche Gruppen folgten einem Vorbeter, dessen einzelne Rufe sie im Chor wiederholen. Ich wurde überholt von einem Araber, der eifrig telefonierte und sein Gespräch nur unterbrach, um ein *Bismillah Allahu Akbar* vorzubringen. Auf der letzten Runde umarmte mich ein alter Mann aus dem Norden Pakistans, und wir taumelten zusammen weiter, trunken vor Freude, unsere Gebete sowie unsere Schritte einander angepaßt, und für eine Weile war mir der Mann Großvater und Bruder zugleich.

Nach dem Tawaf sollte man eigentlich am Maqam

Ibrahim ein kurzes Gebet ausführen, an der Stelle, wo Ibrahim (der biblische Abraham) einst gestanden hat – sein Fußabdruck ist in dem Stein zu erkennen. Aber angesichts des Gedränges wäre es rücksichtslos gewesen, sich dort auf den Boden zu werfen, zudem völlig unpraktisch und dem Gebet wenig zuträglich. Wir beteten, etwas entrückt, neben dem heftigen Schluchzen zweier Männer, ein jeder von ihnen auf seine Art überwältigt von dem Ort und dem Augenblick – losgelöst von dem Liebeswahn der Menge, wirkten sie gebrechlich und zart und unsicher.

Zur Zam-Zam-Quelle, heute unterirdisch gelegen, gelangten wir nicht, weil die Menge uns fortriß. Aber in der Moschee fanden sich viele beigefarbene Behälter voller Wasser mit zwei Reihen Plastikbechern davor – links die sauberen, rechts die benutzten. Es war ein schmackhaftes Wasser, stark mineralhaltig und leicht deswegen von manch einem früheren Pilger als brackig und faul bezeichnet, von dem man so oft und so viel trinken sollte, wie man kann. Meine Ulema-Brüder hatten keinen Wunsch geäußert, als daß ich ihnen etwas von diesem gesegneten Wasser mitbringen möge, mit dem sie etwa bevorzugt das Fasten zu Ramadan brechen. Früher wurde das Zam-Zam-Wasser teuer verkauft, heute ist es kostenlos – man muß nur für den Behälter zahlen.

Das anschließende Saay (»Das Rennen«), die sieben Wegstrecken zwischen den Hügeln Safa und Marwa, hatte in der Beschreibung geklungen wie ein Härtestest

in einem ausgedörrten Tal, wie eine Selbstkasteiung, wie eine Buße durch Entbehrung. In Wirklichkeit durchquerten wir nur eine der Seitenhallen der Moschee und traten in einen etwa zweihundert Meter langen Gang, der zwar etwas abschüssig verlief und in der Ferne wieder anstieg, ansonsten aber eher einem Korridor zwischen zwei Messehallen oder einem Hotel in Las Vegas ähnelte. Lange Neonröhren an den Seiten warfen ein steriles Licht über die Pracht und die Farbe des Marmors, von der Decke hingen zur Verschönerung elaborierte Kronleuchter. Die »Gipfel« der Hügel waren in ihrer natürlichen Form belassen. Wir konnten den schwarzen Fels unter den Fersen spüren, als wir uns zur Kaaba wandten und das vorgegebene Ausgangsgebet sprachen, ehe wir uns auf den polierten Gehweg begaben. Die zwei schmalen, eingefakten Spuren in der Mitte des Ganges waren für Rollstuhlfahrer gedacht, wurden aber auch von den lafstärkeren Pilgern benutzt. Während ich mit meinen indischen Brüdern gemächlich dahinspazierte, sah ich aus dem Augenwinkel elegante afrikanische Gestalten vorbeischieben, in stolzen langen Schritten, die Arme wie Sensen geschwungen, und in ihren Gesichtern glaubte ich eine gewisse Geringschätzung zu erkennen für jene, die dem Saay weniger physischen Einsatz widmeten.

Die Legende, die diesem Ritual zugrundeliegt, reicht weit zurück, bis tief in die Urgeschichte jener Familie, die alle drei monotheistischen Religionen als Ahnen ansehen, der Familie Ibrahims. Die Mutter seines ersten Sohnes Ismail (Ishmael), die verstoßene Hajra (Hagar),

wurde mit ihrem kleinen Kind in der Wüste ausgesetzt, bewaffnet nur mit einem starken Gebet. Sie stieg auf den Safa-Hügel, um nach Wasser Ausschau zu halten, dann rannte sie zu dem Marwa-Hügel, und so hin und her, der Verzweiflung mehr gehorchend als dem Verstand, bis sie schließlich, der Selbstaufgabe nahe, erkannte, daß der Kleine mit seinem Stock verspielt gegen die Erde geschlagen hatte und an ebendieser Stelle Wasser herauschoß.

Dort, wo Hagar einst ein steiniges, ausgetrocknetes Flußbett zu durchqueren hatte, sollte jeder Hadschi in Erinnerung an ihre Mühsal seinen Schritt beschleunigen – die dreißig Meter lange Teilstrecke wird durch zwei grüne Neonlichter angezeigt. Frauen müssen nicht laufen, aber eine Gruppe von Nigerianerinnen ignorierte solch unangebrachte Rücksicht auf ihr Geschlecht und flog jauchzend von einem Lichterrand zum anderen.

Vor einer Generation noch, erzählte Hamidbhai, sei das Saay nicht überdacht gewesen, und entlang des Weges erstreckten sich Geschäfte. Seine Eltern seien auf Sand gelaufen und hätten auf dem Weg Geschenke eingekauft. Überhaupt sei die Hadsch viel bequemer geworden, wie jene, die vor zehn oder zwanzig Jahren gepilgert seien, bestätigen könnten. Fast schon zu gemächlich. Denn etwas Mühsal dürfe schon sein, wenn einem alle Sünden erlassen werden. Wer Großes anstrebt, muß große Opfer erbringen, schrieb Ibn Jubayr im zwölften Jahrhundert.

Da es erlaubt ist, das Saay zu unterbrechen (für Stunden, sogar für mehrere Tage), machten wir nach drei Teilstrecken Rast, draußen neben einem Seiteneingang auf den Stufen einer Frisörzeile. Vor jedem Laden stand ein Barbier, eine Klinge zur dramatischen Betonung in der Hand, der lautstark um die Gunst der frischgekürten Ritualabsolventen buhlte. Das Abrasieren des Schopfes war die abschließende Verpflichtung, aber wie so oft auf einem Basar unterschieden sich die vielen kleinen Läden vordergründig durch nichts voneinander, so daß die Entscheidung, welchen Salon der Ortsfremde aufsucht, von der Bestimmtheit oder dem Charme der Barbieri abhing. Hamidbhai warnte vor diesen Pfuschern, die sich in ihrer Hast oft blutig verschnitten (eine Million Köpfe sind zu scheren), und empfahl statt dessen einen Frisör neben unserem Hotel, einen Landsmann natürlich, der den in vielen Einsätzen erworbenen Ruf besaß, kein Blut zu vergießen. Ich konnte auch eine leichtere Alternative wählen – das Abscheiden von nur einer Locke, wie es den Frauen aufgetragen ist –, aber solche Auswege beinhalten stets einen Verlust an Segen und Ansehen.

Unsere Umrah, die »Kleine Hadsch«, endete eine Stunde später mit einem kahlrasierten Schädel (der Frisör lobte mich, als ich die Klinge dem Rasierapparat vorzog), vielen Glückwünschen und Umarmungen sowie einem mitternächtlichen Mahl im Zimmer von Hamidbhai, der mir zuvor ein neues Paar Sandalen geschenkt hatte, weil er sich für mein unauffindbares Schuhwerk verantwortlich fühlte. Mit der Umrah hat-

ten wir jene Rituale absolviert, die der Besucher in Mekka zu jeder Jahreszeit zu erfüllen hat; wir konnten den Ihram wieder ablegen. Nun waren wir bereit für den Hauptteil der Hadsch, jener festen Verabredung mit Gott und der Gemeinschaft der Gläubigen.

Vorbereitungen



Meine Vorbereitung auf die Hadsch hatte in einem kleinen Raum nahe des Crawford Market begonnen, einem dichtbesiedelten, quirligen, überwiegend muslimischen Viertel Bombays. Es war Dezember, und die fliegenden Händler auf der Straße, die vom Markt zur Freitagsmoschee führt, boten Weihnachtsbäume an, aus China und aus Plastik. Am Eingang zu dem Gebäude, das ich gesucht hatte, stand ein Chaiwallah, ein Teeverkäufer, den ich in den nächsten zwölf Monaten gut kennenlernen sollte, wenn er schmale Teegläser und Blechtassen mit Wasser in einer Drahttrage in den ersten Stock hinauftrug und wartete, während wir in drei Schlucken und im Sitzen zuerst das Wasser und dann den Tee tranken. Er kochte den Tee samt Milch, Zucker und einer Gewürzmischung in einem großen Topf vor dem Hauseingang; er war dort zu jeder Tageszeit, ein grimmiger Mann, der einige Zeit brauchte, bis er mich zu grüssen begann. Die Treppe knarzte über ihr Alter, das Haus war wie oft in Bombay außerhalb der einzelnen Woh-

nungen und Büros eine Ruine. Eine Arztpraxis befand sich im ersten Stock, daneben war das Büro der Organisation Markazul Maarif. Ich klopfte, die Tür wurde mir geöffnet von einem jungen Mann, der wie alle jungen Männer, mit denen ich das kommende Jahr verbringen sollte, einfache weiße Kurta Pajama und einen unbändigen Bart trug.

Er begrüßte mich freundlich und führte mich hinein. Das Büro war aufgeteilt in einen großen Gemeinschaftsraum mit sechs Computerplätzen entlang der linken Wand, einem breiten und übervollen Bücherregal an der Wand gegenüber sowie einer abgetrennten Stube am Ende des Raumes, klein, aber klimatisiert: das Büro des Geschäftsführers. Ich kam mit einer Empfehlung eines ebenso berühmten wie aufgrund seines freien Denkens beargwöhnten muslimischen Journalisten und Aktivisten, und mir wurde ein kühler, digitalisierter Empfang bereitet. Ich erzählte von meinem Interesse am Islam, der junge Leiter stellte seine Organisation vor. Sie widmete sich der Sozialarbeit und betrieb Waisen- und Krankenhäuser im Nordosten des Landes. In Bombay bestand ihre Aufgabe vor allem in der bald abgeschlossenen Ausbildung von zehn jungen Ulema, Schriftgelehrten, die in allen religiösen Fragen sehr kundig waren, nun aber auch eine solide Kompetenz in Englisch und am Computer erwerben sollten. Sie hatten schon zwei Jahre intensiv studiert, sprachen fließend Englisch und beherrschten Textverarbeitung ebenso wie den Umgang mit dem Internet. Die Organisation hoffte, daß diese jungen Männer eines Tages in

der Lage sein würden, gut verständliche Artikel auf englisch zu schreiben, um der fehlenden oder falschen Information über den Islam in der indischen Öffentlichkeit zu begegnen.

Jetzt müssen wir sie eine Stufe höher bringen, sagte der Geschäftsführer.

Es brauchte nur dieses einen Gesprächs, da hatten wir eine Vereinbarung getroffen: Ich würde den zehn jungen Männern richtiges Schreiben beibringen und im Gegenzug ein profunderes Verständnis des Islam gewinnen. Es war ein gutes Geschäft, ganz im Sinne des Propheten (saw): praktisch, sinnvoll und ehrenwert.

Du mußt verstehen, sagte der Geschäftsführer Burhan, wir haben kein anderes Interesse an dir, als daß du uns behilflich sein kannst. Wir werden eine Übereinkunft schließen. Alles Weitere hängt davon ab, daß beide Seiten sie einhalten.

Dann forderte er meinen Paß und meine Aufenthaltserlaubnis ein, um sie zu fotokopieren.

Als islamische Organisation, erklärte er, müssen wir uns absichern. Wir stehen unter Beobachtung des indischen Geheimdienstes, der uns jederzeit Fragen stellen kann. Wir müssen sichergehen, daß wir diese zufriedenstellend beantworten können. Heutzutage haben die Leute viel Mißtrauen und Angst, wir müssen vorsichtig sein.

So kamen wir zusammen, die zehn jungen Männer, die allesamt den Namen Qasmi führten, und ich, der ich einige Monate »Sir« oder »Respected Teacher« geheißen wurde, bis wir uns so nahestanden, daß ich sie über-

zeugen konnte, mich gelegentlich auch Ilias* zu nennen. Dreimal die Woche trafen wir uns. Einer von ihnen, als Mufti auch in Rechtsangelegenheiten eine Autorität, wurde mein persönlicher Lehrer (auch wenn alle anderen jederzeit als seine Assistenten bereitstanden). Nach einer Stunde tauschten wir die Rollen, und ich unterrichtete sie, in einem engen Klassenzimmer mit tiefer Decke, das ihnen auch als Bibliothek und Aufenthaltsraum diente.

* Die muslimische Variante der vielen Schreibweisen des Propheten Elija.

Die Kaaba



Manche Bauten überwältigen das Auge, einige, wenige, überwältigen den Verstand. Die Haram al-Sharif, die Große Moschee zu Mekka, ist mit ihren unzähligen Eingängen und Säulen, Rundungen und Fluchten, Ecken und Nischen, mit ihren insgesamt hundertunddreißigtausend Quadratmetern nicht nur unfassbar groß, die sich wandelnden Sichten, die sich dem Pilger bei jedem Besuch eröffnen, künden von der Unermeßlichkeit Gottes. Die reine Architektur läßt sich schwer beurteilen, so sehr verschmilzt der asymmetrische Bau mit dem Pilgervolk. Die Choreographie der Rituale überflutet das Grau und Weiß und Grün, verdeckt die neun Minarette und die sieben Kuppeln. Wenn Architektur mit Leben gefüllte Substanz ist, dann gehört die Haram zu den schönsten Bauwerken der Menschheit.

Die Gänge, die Bögen, die Kuppeln, die Galerien, sie sind imposant, aber ohne die Kaaba, eindrucksvoll ob ihrer Einfachheit, wären sie wirkungslos. Die goldene Stickerei auf dem schwarzen Stoff erscheint einem fast

ein Zuviel an Ornament, eine Ablenkung von der reinen, kubisch gefaßten Idee. Das Symbol wird fortwährend bestätigt durch die Pilger, die zu jeder Tages- und Nachtzeit wie Planeten diese Sonne umkreisen (oder wie Elektronen den Atomkern) und mit jedem ihrer Schritte das rechteckige Objekt menschlich aufladen. Aus dieser Wechselwirkung entsteht erst das Bayt Allah, das Haus Gottes, und die Umma, die Gemeinschaft der Gläubigen. Es ist wie mit dem heiligen Text: Er benötigt die Hingabe, die Moralität des Lesers, um lebendig zu werden. Die Offenbarung ist in ein menschliches Gefäß gegossen, die Sprache, und somit abhängig von der Kraft und der Wirkung, die ein jeder aus ihr schöpfen und ihr verleihen kann.

Als einzige Moschee auf der Welt ist die Haram al-Sharif wegen der vorgeschriebenen Ausrichtung zur Kaaba rund. Immer wieder erweitert und einige Male in ihrer Geschichte nach Zerstörungen völlig neu errichtet, wurde sie in den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts für mehr als hundert Millionen Dollar erweitert. Sie steht aber auf einem Gelände, das seit Jahrtausenden bebaut ist.

Denn so neu die Bausubstanz des modernen Mekka ist, so alt ist der Ort selbst, der seine Existenz dem Zam-Zam-Brunnen verdankt, einer Lebensader in der unerbittlichen Wüste. Die Kaaba wurde auf Gottes Befehl hin errichtet von Ibrahim, so wird im Koran berichtet. Der sakrale Bau, den wohl von Beginn an ein heiliges Territorium umfaßte, entwickelte sich zu einem wichtigen Ziel vorislamischer Pilgerschaft. In der Kaaba

wurde eine Vielzahl von Idolen, Projektionen unterschiedlicher Kulte, aufbewahrt, darunter auch eines, das Al-Llah genannt wurde. Dieser Pantheon war von pragmatischer Großzügigkeit geprägt: Unter den Heiligenfiguren befanden sich auch Venus und die Jungfrau Maria, Zeugnisse eines lebhaften religiösen Zusammenflusses. Eine Handelsmetropole bildete sich um dieses Pilgerziel herum – schon zu Lebzeiten des Propheten (saw) wies sie eine rege Urbanität auf. Die Bräuche und die Verhaltensregeln waren noch nomadisch geprägt, das Leben aber schon städtisch, die Gebäude aus festem Lehm. Mekka war reich, aber der Reichtum war sehr ungleichmäßig verteilt; Mekka war tolerant gegenüber Göttern, aber ungnädig gegenüber Frauen und Waisenkindern, die keine Rechte besaßen.

Vielleicht verlief der Übergang von nomadischer zu urbaner Kultur ähnlich überhastet wie der Übergang von Beduinenzelten zu Betonpalästen, den die Saudis Araber vor einer Generation durchleiten. Die Folge war heute wie damals eine zerrissene, ungerechte, gewalttätige Gesellschaft, und die Offenbarung Gottes an seinen Gesandten (saw) mit ihren revolutionären Konzepten muß in dieser Krise die Wirkung einer Explosion gehabt haben. Der Klan der Quraish, Monopolisten der Einnahmequelle Kaaba, befürchtete, die neue Religion würde ihn seiner Privilegien berauben. Doch nach seinem Sieg über Mekka ließ der Prophet (saw), stets ein kompromißbereiter Führer, die Pilgerschaft zur Kaaba fortbestehen; er fügte sie samt einiger ihrer althergebrachten Elemente wie dem siebenmaligen Umrunden

und dem Laufen zwischen den Hügeln Safa und Marwah, in die Pilgerreise der neuen Zeit – die Hadsch – ein.

Am zweiten Tag ging ich die Treppen hinab zur Zam-Zam-Quelle; es war sehr schwül und sehr voll. Auf der linken, unteren Seite befand sich hinter einer Glaswand eine hochmoderne Pumpstation. Einige Pilger standen davor, doch sie zeigten kein Interesse für die Kolben, sie beteten eifrig, wie ich erst erkannte, als ich mich neben sie stellte. Es war von einer unfreiwilligen Komik, denn das gesegnete Zam-Zam-Wasser war nicht zu sehen, nur eine technische Installation aus Röhren, Hähnen, Behältern und Ventilatoren. Gebildete Muslime betonten immer wieder, weder das Zam-Zam-Wasser noch der Schwarze Stein dürften angebetet werden – das wäre Shirk, Vielgötterei, Animismus –, doch in den heftigen Gebeten zu meiner Linken zeigte sich der Drang, den eigenen Aberglauben zu befriedigen, Ausdruck der Unfähigkeit, die reine Lehre zu leben, den objektbefreiten Monotheismus.

Begleiter



Die Männer, mit denen ich das Zimmer teilte, waren wohlhabende, in der Mehrzahl selbständige Geschäftsleute: zwei Teilhaber einer Firma, die Damenkleidung exportierte, ein Freund von ihnen, der Spielsachen importierte, und ein Bekannter, der einen Kurierservice betrieb. Sie waren alle jung, um Ernsthaftigkeit bemüht, aber von den Angeboten der Hadsch nicht immer ausgefüllt. Ihre Gespräche, wenn sie nicht die komplexen rituellen Anforderungen betrafen, waren profan: Krikket, Autos, Witze. Zwei von ihnen verbrachten Stunden in den Labyrinth eines Geschicklichkeitsspiels auf ihrem Nokia. Wie die meisten Pilger waren sie von der Aufgabe, mehrere Wochen lang wie Geistliche zu leben, überfordert. Die Ratgeber verlangten von ihnen, den Tag mit Gebet und Koran-Rezitation zu verbringen, und warnten sie vor überflüssigen oder gar bösen Worten. Aber eine Unruhe erfaßte die Pilger, und sie glitten ins Schwätzen ab – es war ein zu großer Sprung vom gehetzten modernen Städter zum weltabgewandten Fakir.

Meine Zimmernachbarn äußerten die übliche Wertschätzung von Ilm, dem rechten Glauben, begnügten sich aber mit Schmalspurkenntnissen über den Islam, mit Legenden und Parabeln. Sie wähten sich in ihrer Ignoranz sicher, weil sie sich an die Gesetze hielten. Sie waren unter den Pilgern keine Ausnahme. Während der gesamten Hadsch habe ich keinen Pilger ein religiöses Buch lesen sehen. Vorträge hingegen – informativ und anregend – sind gerade für organisierte Gruppen fester Bestandteil ihres Programms. Und der heilige Koran, den viele in der Moschee vor oder nach dem gemeinschaftlichen Gebet auf einem Miniaturpult aufschlagen, wird weniger gelesen als rezitiert, ein gesegneter Akt an sich, bei dem der Gläubige in einem der sieben etablierten Vortragsstile und forschem Tempo halblaut daraus vorliest. Massenhaft konsumiert werden hingegen die Broschüren mit den notwendigen Gebeten, die besonders geschätzt werden wegen der enthaltenen Übersetzungen, doch Gebete bergen wenig Wissen.

Abu Sufiyun, dessen Zigaretten ich rauchte, wenn mich die Sucht überkam, war der Kommissar, der mich immer korrigierte. Wenn er mich betrachtete, hatte ich den Eindruck, daß er mit einem Zollstock abschätzte, ob ich den religiösen Traummaßen entsprach. Jeder meiner Mängel, meiner Fehler gab Anlaß zu einer Stegreifpredigt. Er war ein gesetzestreuer Mann, dem noch nie eingefallen war, daß Gesetze Ausdruck einer Sinngebung sein könnten.

Gesetze sind Gesetze, sagte er. Da gibt es nichts zu mögen oder zu verstehen.

Seine Strenge sollte vielleicht seine frühere Lebensweise kompensieren. Bis vor einigen Jahren war er ein Bonvivant gewesen, der sich mit seinen Freunden exzessiv vergnügt hatte. Er kannte die Schickimicki-Szene Bombays und zeigte dieses Wissen mit Stolz vor, als würde es – Ausdruck früherer Verfehlung – zur Folie reichen, vor der sich seine Wandlung besonders eindrücklich abhob. Nun zeichnete er sich durch einen Vollbart und alle anderen äußerlichen Merkmale eines Strenggläubigen aus. Und der Hornhautklumpen auf dem Spann seines linken Fußes bezeugte das beharrliche Gebet – bei der korrekten Sitzhaltung, die viele Gläubige aus Bequemlichkeit nicht einnehmen, verläßt man sein Gewicht auf das linke, das untergelegte Bein, denn die Zehen des rechten Fußes sind aufgestellt und leicht umgeknickt. Die äußeren Merkmale, verkündete er, als ich deren Notwendigkeit anzweifelte, würden den Glauben stärken. Die jungen Wilden, die eifrigen Handybenutzer Nadiim, Salman und Sohrab, hörten auf ihn, schienen sich aber noch auf dem Spielfeld der Kompromisse aufzuhalten.

Am anderen Ende des Zimmers schlief ein älterer Herr mit dem gesegneten Nachnamen Ghalib auf einem der Betten und neben ihm auf dem Boden sein Sohn, beschäftigt in Dubai als Einkaufsleiter einer Fabrik. Mr. Ghalib, ein pensionierter Ingenieur von Air India, war ein hochrangiger Gewerkschaftsfunktionär gewesen, der zu Kongressen nach Los Angeles und Frankfurt gereist war, und der sich eine gewisse Haltung – eine Mischung aus Skepsis und Eigensinn – be-

wahrt hatte, die ihn von den anderen unterschied. Sein Sohn, den ich nach einigen herzlichen Gesprächen wie alle seine Freunde Amir nennen durfte, hatte Business Management studiert, der andere Sohn war wie der Vater Ingenieur. Sie formten eine unter muslimischen Indern überdurchschnittlich gebildete Familie, durch die ein Riß ging, der bezeichnend war für die Konflikte derer, die versuchten, Glauben und Bildung zu vereinbaren.

Sein Vater habe die Hadsch seit dem Tod seiner Ehefrau immer wieder hinausgezögert, sagte mir Amir eines Tages, und es klang so, als spreche er von einem unvernünftigen Kind. Er habe den Vater gedrängt, immer wieder gedrängt, bis er schließlich seinem Bruder aufgetragen habe, die Hadsch zu organisieren, alles zu bezahlen und den Vater vor vollendete Tatsachen zu stellen. Er selbst sei aus Dubai zuerst nach Bombay gereist, um sicherzustellen, daß der Vater auch tatsächlich das Flugzeug besteigen würde. Es herrsche ein angespanntes Verhältnis zwischen ihm und seiner Familie. Mit einem seiner Brüder hatte er jahrelang nicht gesprochen. Die Spannungen hatten zwei Gründe: Als Amir das erste Mal ins Ausland gegangen sei, habe er viel Geld verdient, erzählte er, »viel zu viel Geld«; das habe die Familie belastet. Den zweiten Grund sprach er nie aus, aber er stand offenkundig in Zusammenhang mit dem religiösen Wandel Amirs, dem die Gebete und Gebote nicht immer heilig waren, der im College ein Rabauke gewesen sein mußte, vor dem sich die Dozenten so sehr fürchteten, daß sie auf die andere Seite

des Korridors auswichen, wenn er ihnen entgegenkam. Der ein Kettenraucher gewesen war und vielleicht auch Alkohol getrunken hatte (aus angedeuteten Beichten wird man nicht immer schlau), bis er eines Tages eine Wandlung erlebte.

Von Disziplin und Form



Von den fünf Pflichten eines Muslims wird die Hadsch meist zuletzt aufgezählt; an erster Stelle steht das Glaubensbekenntnis, dann folgt das Gebet fünfmal am Tag. So klar und einfach das Glaubensbekenntnis ist – *Laa ilaaha illallaahu Muhammadur rasulullahi*, Es gibt keinen Gott außer dem Einen und Mohammed ist sein Botschafter –, so schwierig, fast unergründlich schwierig ist das Gebet.

Nachdem ich anhand eines Textes über Al-Andalus überprüft hatte, wie gut das Englisch meiner neuen Schüler in Bombay war (beeindruckend gut, und ihr Enthusiasmus war groß), überprüften sie, zwischen Bücherregal und Pult, meine Kenntnisse über das Gebet und befanden sie als so mangelhaft, daß sie ein Lachen herauspreßten, um die peinliche Situation zu überspielen. Von Anfang an waren sie vorbildlich höflich und zuvorkommend. Der Lehrer durfte nicht in Verlegenheit gebracht werden, auch wenn sie selbstverschuldet war.

Schon mein Wazu, die rituelle Waschung vor jedem Gebet, war kümmerlich. Zwar war ich zum Schluß an Händen und Füßen ausreichend sauber, aber nicht das Resultat ist vorrangig, sondern die Art, wie es erzielt wird. Wir saßen in der Freitagsmoschee am Rand des Beckens, in dem ellenlange rote Fische schwammen; wir tauchten unsere Hände ins Wasser, ließen das selbst an heißesten Tagen kühle Wasser hindurchgleiten; wir säuberten unsere Finger aufmerksam, bedächtig; wir nahmen einen Schluck Wasser, spülten den Mund aus; wir zogen Wasser in die Nase hinein und schneuzten uns mit der linken Hand; dann schöpften wir Wasser und führten es zum Gesicht. Dreimal wird das Gesicht gewaschen und danach dreimal die Arme, vom Ellenbogen bis zum Handgelenk, und etwas auszulassen bedeutet, die Gültigkeit des Gebets zu gefährden. (In dem Waschraum eines Einkaufszentrums in Mekka vergaß ich – gehetzt und abgelenkt – meinen rechten Ellenbogen zu waschen, woraufhin mich jemand von hinten anstieß und mich auf meinen Fehler hinwies.) Auf die Arme folgt der Kopf. Drei zusammengedrückte Finger gleiten über das Haar bis zum Nacken, dann streichen die Handballen an den Seiten des Kopfes zur Stirn zurück. Schließlich werden die Ohren gewaschen. Das Wazu endet mit dem ausgiebigen Schrubben der Füße, der schmutzigsten Körperteile im Land von Hitze und Sandalen.

Gewiß ist Hygiene ein wichtiges Motiv für Wazu, aber die zwingend vorgeschriebene Waschung hat auch einen spirituellen Grund. Mit jeder meiner Reinigungs-

gen begriff ich klarer, wie mit dem Wazu auch der Alltag abgewaschen wird, wie man durch die aufwendigen Abläufe zur Ruhe kommt, wie die Nässe erfrischt und belebt und man schließlich in einem gesammelten und beglückten Zustand zum Gebet schreitet.

Im Vergleich zum Gebet selbst nimmt sich das Wazu wiederum einfach aus. Es gibt Bücher, die sich nur dem Salah widmen, und sie führen unzählige Möglichkeiten auf, Fehler zu begehen. Die Körperhaltung ist wichtig, die Bewegungen sind wichtig, die Geschwindigkeit, in der sie ausgeführt werden, ist wichtig, und natürlich ist die innere Einstellung wichtig. In den ersten Wochen wurde ich gerügt, weil ich meine Hände nicht richtig über den Knien gehalten (die Finger auseinander gestreckt) und auch nicht richtig auf den Boden gelegt hatte (Finger zusammengedrückt und nach vorne zeigend), weil ich meine Ärmel nach dem Waschen nicht hinuntergerollt und meine Arme beim Knien nicht vom Oberkörper weggedreht hatte, weil ich beim Stehen den Kopf nicht gesenkt und beim Sitzen nach oben geblickt hatte. Meinen Lehrern entging kaum etwas, und nach dem Gebet mußte ich oft im Innenhof nachsitzen. Besonders aufmerksam und streng war Shihabuddin, mein persönlicher Lehrer. Er war der Ansicht, daß man zuerst die Gesetze des Islam richtig lernen sollte, bevor man ihren Sinn hinterfragte, und da ich eher zur umgekehrten Herangehensweise neigte, mußte er einige Male streng mit mir sein und war ich einige Male enttäuscht von ihm. Er war überzeugt, daß Disziplin im Glauben ebenso wichtig ist wie Liebe.

Eines Nachmittags bei Asr – wir waren verspätet zum Gebet gekommen – wiederholte ich in meiner Ratlosigkeit alles, was Shihabuddin in der Reihe vor mir tat, und erfuhr im Nachhinein durch seine erstaunte Nachfrage, daß ich einen Fehler begangen hatte. Ich entschuldigte mich, ich sei nur seinem Vorbild gefolgt. Ich müsse ihn nicht in seinen Fehlern nachahmen, sagte er mit einem kleinen Lächeln und erklärte mir den komplizierten Grund für sein Versäumnis und meine Verwirrung.

Hast du noch andere Fragen über dein Gebet? fragte er mich dann.

Nein, alles klar, antwortete ich.

Beim Gebet ist nie alles klar, sagte mein Lehrer.

Mehr Gebete



Immer seltener wurde ich vom Azaan überrascht. Meine innere Gebetsuhr war gestellt. Während ich überlegte, wo ich mich niederlassen sollte, löste sich Gewusel in Geometrie auf. Auf der abschüssigen Allee vor der Großen Moschee versiegt der Menschenstrom. Teppiche und Matten wurden ausgebreitet, Positionen eingenommen, bis sich Reihen formten, schnurgerade wie Setzlinge in einem Gewächshaus. Ein jeder achtete auf den gleichmäßigen Abstand zu denen vor ihm und seinen Nachbarn. Lücken wurden rasch geschlossen, der eigene Gebetsteppich mit jedem geteilt, der sich dazu stellte. Als sich einmal vor mir ein Mann zwischen zwei Pilger quetschte, die schon eng aneinander gedrückt standen, wies einer von ihnen den Eindringling auf die Lücke hin, die sich in der Reihe vor ihnen auftat. Der Eindringling deutete auf den nackten Asphalt dort, wiederholt und widerspenstig. Woraufhin der Eigentümer des Gebetsteppichs schließlich selbst in diese Lücke trat und auf dem Straßenbelag betete, der Ein-

dringling hingegen dessen saubere und weiche Unterlage nutzte.

Die Vorbereitung zum Gebet ist ein beeindruckendes Beispiel von Selbstorganisation, das Gebet selbst ein Akt von erheblicher sozialer Symbolik. Ein jeder verneigt sich vor Gott unmittelbar hinter den Sohlen seiner Mitmenschen, egal wer der Höhergeborene oder der Bessergestellte ist. Die Gleichheit aller Menschen wird im gemeinsamen Gebet angemahnt. Wenn aber ein Prinzip so zentral ist im Ritual, wenn es so kompromißlos inszeniert wird, wie kann es dann außerhalb des Gebets völlig mißachtet werden? Soziale Mißstände sind immer und überall eine Schande, in islamischen Ländern verletzen sie aber die heilige Ordnung, verhöhn das Gebet und sind somit neben dem weltlichen Versagen auch Ausdruck religiöser Verfehlung.

Wenn alle aufgereiht sind, die Füße in einer geraden Linie, weicht die aufgeregte Polyphonie einem stillen Intermezzo, in dem die Welt innehält und sich sammelt, bevor sie von dem Solo des Imam auf eine andere Umlaufbahn gestoßen wird. Das Gebet, eine Struktur aus geraden und ungeraden Zahlen – *Und bei den Geraden und bei den Ungeraden* (89:3), bei den Lebewesen also, und bei Gott –, vervollständigt die angelegte Symmetrie. In keiner anderen Religion ist dem Gebet ein so fester Rahmen vorgegeben, für den einzelnen wie für die Gemeinschaft.

Auf der Hadsch beten alle zusammen. Die Haram al-Sharif ist die einzige Moschee der Welt, in der keine räumliche Trennung der Geschlechter stattfindet. Im

Gedränge sind alle gleich, auch Frauen und Männer. Ansonsten beten sie getrennt, in verschiedenen Räumen, und wenn sich, im eigenen Haus etwa, ein Anlaß für ein gemeinsames Gebet bietet, stehen die Frauen in der Regel hinter den Männern, um vor ihren Blicken geschützt zu sein.

Wandlungen



Bis zum Beginn der eigentlichen Hadsch, dem Auszug in die Wüste, der Zeit der Läuterung, Opferung und Steinigung, waren es noch einige Tage; Tage zur freien Verwendung, an denen ich, wie viele andere, täglich ein Tawaf absolvierte, so viele Stunden wie möglich in der Haram al-Sharif verbrachte und gelegentlich eine saudi-arabische Zeitung auf englisch las. Darin wurde überwiegend aus der islamischen Welt berichtet. Neben mir saßen mal iranische Frauen, mal ein algerischer Vorarbeiter, mal ein in Frankreich studierender Senegalese, mal ein indonesischer Ortsverband. Schon in der Früh füllte sich die Moschee, etwas später war jeder Quadratmeter besetzt, von Gruppen meist, die ein Areal okkupierten und den ganzen Tag dort verbrachten, die Gebete voneinander getrennt durch einige Schlucke Zam-Zam-Wasser. Der Raum wirkte wahrlich wie eine Zuflucht, eine Zuflucht vor der Hast der Welt, vor der eigenen Umtriebigkeit. Die Stille war ein Wunder, ein ruhiges Meer ohne Gezeiten. An einem guten Tag er-

zeugte ein einziger saudi-arabischer Busfahrer mehr Lärm, als von dem zarten Marmeln und den barfußigen Schritten in der elliptischen Zuflucht ausging.

Die Meditation der anderen Pilger wirkte ansteckend. Ich spürte das Bedürfnis, mich zu versenken, nur wußte ich nicht worin. Ich konnte den Koran nicht auf arabisch rezitieren; ich las eine Sure oder einige Ayaat in der Übersetzung und begann dann über Inhalt und Sinn nachzudenken, bis ich feststellte, daß ich von der Ruhe wieder weggetrieben wurde. Ich versuchte zu beten, aber die Gebete gingen mir aus, nachdem ich alle meine Versprechen gehalten und alle meine Nächsten bedacht hatte. Für den Frieden der Welt zu beten, hat mir noch nie eingeleuchtet, und für mich selbst – nun, es war lehrreich zu erfahren, daß es nicht so viel gab, wonach ich mich sehnte. Also betete ich mit den Augen, blickte von der ovalen, nicht überdachten Terrasse der Haram al-Sharif auf die Kaaba hinab: Die Menschheit rotierte in einem gleichmäßigen Tempo, als stünde sie auf der Töpferscheibe Gottes. Stundenlang betrachtete ich dieses Perpetuum mobile der Hingabe; der Tag wechselte seine Farben, ich versenkte mich in den Anblick bis in die Dämmerung hinein.

In der Wüste – und man spürt die Wüste in Mekka trotz der allgegenwärtigen Klimaanlagen – sind die Farben am Tage wie weggewischt, und die Formen zerfließen. In der kurzen Phase des Übergangs zur Nacht aber versöhnt die Wiederkehr der Schattierungen mit der Kargheit des Tages. Es ist, als wäre ein Farbfächer auseinandergefallen, und das Auge staunt ob der vielen

Weißtöne, die es auf einmal in den Ihrams entdeckt. Wenn die Moschee erstrahlt und der Himmel sich einschwärzt, wenn ein schmaler Mond über einer Minarettspitze balanciert, beginnt der neue Kalendertag mit einem Zauber. Ein Raubvogel schwebt zwischen Neu- und wachsendem Mond, abseits der Kaaba (Vögel können sie nicht überfliegen, und den Flugzeugen ist es nicht erlaubt). Wenn eine Taube sich dem Haus Gottes nähert, schrieb im Mittelalter Ibn Jubayr, einer der ersten Berichtersteller von der Hadsch, dreht sie nach rechts oder links ab.

Auf der Terrasse umrunden jene die Kaaba, die unten keinen Platz gefunden haben, oder jene, die Abwechslung suchen. Für ein wenig Freiraum nehmen sie die um ein Vielfaches größere Entfernung auf sich. Wir schreiten zwischen den Minaretten hindurch, unbedrängt, gelegentlich von einem federleichten Wind gestreichelt. Mein Blick schleift über den Boden, und ich wiederhole *Allahu Akhbar* ohne Unterlaß – auf dem hellen Marmor hinterlassen Füße keine Spuren, jeder Schritt ist ein flüchtiger Schritt, einzig der Name Gottes bleibt, unverändert, unveränderlich. Andere Füße treten ins Blickfeld und wieder heraus, genauso flüchtige, vergängliche Schritte, die ihren Sinn nur im Bezug zur Kaaba finden, Hinweis auf das, was über Vergessen und Vergleichen hinausreicht. Wie die Gebetskette, die immer wieder aufs neue durch die Finger gleitet, ohne ein Ende zu nehmen.

Okzident im Orient



Die Große Moschee ist umzingelt von Palästen, Hotels und Wohnblöcken, schmucklose Gebäude zumeist, die den westlichen Stil auch in Mekka festzementiert haben und sowohl in ihrer Ästhetik als auch in ihrer Funktionalität den alten saudischen Häusern unterlegen sind. Einst waren die typischen hohen Häuser so angelegt, daß sie im oberen Stockwerk die Brise einfingen, daß die offenen, ausgebücherten Jalousienfenster das Sonnenlicht aussiebt und der Luft erlaubten, durch die Räume zu zirkulieren. Doch die Klimaanlage hat dieser Tradition ein Ende gesetzt. In Dubai ist das einzige altmodische Lüftungs- und Kühlungssystem im Museum zu bewundern, wo es als Beispiel einheimischer Erfindungsgabe gefeiert wird. Einige der Gebäude – an vorderster Stelle das Hilton Hotel gegenüber dem Abdul Aziz-Tor – zeigen mit den Anleihen, die sie bei längst niedergehenden Stadthäusern nehmen, eine gewisse architektonische Kreativität. Schmale Balkons mit hölzernen Gitterfenstern ragen aus der Fassade heraus, einst

konstruiert, um den weiblichen Bewohnern kühlen Ausblick zu gewähren bei einem Höchstmaß an Diskretion. Zwei Gebäudeflügel gewinnen stufenweise an Höhe, verbunden durch ein mehrstöckiges Einkaufszentrum, in das sich die wohlhabenderen Pilger zurückziehen, um sich an dem weltumspannenden Geschmack von Burger King, Dunkin' Donuts und Pizza Hut zu laben.

Konzipiert wie eine amerikanische Shopping Mall, offeriert dieses Zentrum alles, was ein Pilger braucht (Essen, Trinken, CDs mit dem gesamten Koran), sowie vieles mehr, wonach es ihn gelüstet, wenn er sich seines Lebens außerhalb der Pilgerschaft besinnt. An einem der Seiteneingänge bieten einige vollautomatisierte Massagestühle fünfminütige Entspannung von den Anstrengungen des Betens. Von vermeintlicher Anti-Moderne spürt man in den stets übervollen Hallen wenig. McDonalds, Kentucky Fried Chicken und Wimpys haben sich in Mekka ebenso fest etabliert wie Gucci und Cardin, Longines und Swatch. Die Tragetasche meiner Gebetsmatte heißt New Yorker. Ihr Emblem: eine Silhouette von Wolkenkratzern. In jedem der Geschäfte ist jedes Produkt importiert – die Streichhölzer, die Fruchtsäfte und sogar die Gebetsteppiche aus Belgien. Die Auslagen, die Theken und die Kassen sind angeordnet wie in Paris oder Mailand, und die unwirsche Bedienung hätte in einer der Boutiquen der Münchner Maximilians- oder der Friedrichstraße in Berlin geschult sein können.

Es sind die vielen Pilger, die den Basargeist in die sterile Shopping Mall einbringen. Sie verwandeln die auf-

wendig dekorierten, vollklimatisierten Hallen in Picknickstätten, legen in den Gängen ihre Tücher aus und verspeisen ihre Pizza, ihr Hühnchen oder ihr Falafel auf dem Boden vor den kreditkartenlegitimierten Glasfasaden. Die Boutiquen hinter ihren Rücken bieten die feinsten Stoffe und die schicksten Schuhe an; die Hadschis setzten sich ab mit der Bescheidenheit ihres Ihram und der Einfachheit ihrer Sandalen, bestärken das Angebot aber zugleich mit ihrer (neu)gierigen Anwesenheit. Der Ihram verbirgt die Zeichen, anhand derer man die Betuchten von den Schaulustigen unterscheiden kann – ein für manche Pilger unglücklicher Umstand, gegen den sie sich mit schweren Golduhren zur Wehr setzen.

Selbst strenggläubige Muslims würden doch nach westlichen Gütern gieren, behaupten manche, die den Haß auf das »Abendland« als Heuchelei oder Schizophrenie entlarven wollen. Gewiß, beim Konsum sind alle Vorurteile und Antagonismen außer Kraft gesetzt (wo Coca-Cola einen schlechten Namen hat, springt Pepsi ein), Askese wird nur zu bestimmten Anlässen praktiziert, doch obwohl die Überlegenheit des Westens im Materiellen allseits anerkannt wird, folgt daraus keineswegs eine Akzeptanz seines Lebensstils und seiner säkularen Grundwerte.

Amir



Amir liebte Eiskrem, vor allem die Fruchtmischungen von Mövenpick, aber er verdächtigte sich selbst der Maßlosigkeit und lehnte meine Einladungen daher meistens ab. Manchmal aber gab er nach; wir gönnten uns zwei große Kugeln, nahmen auf den Treppen zwischen den zwei Flügeln des Hilton Hotels Platz und genossen unsere Waffeltüte. Unter uns saßen auf jeder Stufe Pilger, eine dünne Wasserfontäne schoß neben uns in die Höhe, und der Blick auf die größte aller Moscheen wurde von einigen Palmen eingerahmt. Wir leckten das Eis, und Amir begann, stets unvermittelt, in seiner etwas untergetauchten Stimme, zu erzählen:

Als Allah ta'ala die Menschen schuf, gaben die Engel zu Bedenken.

Wieso hast du denn die geschaffen, riefen sie aus. Die werden doch nur Unfug anstellen und die Erde zerstören.

Ich weiß, worüber ihr keine Ahnung habt, sagte Allah